



LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN



EVANGELISCHE
UNIVERSITÄTSKIRCHE
ST. MARKUS

UNIVERSITÄTS- GOTTESDIENSTE MIGRATION

Wintersemester 2022/23

PREDIGTEN

- 1 Nicht Jude noch Grieche**
Galater 3,25–29
Prof. Dr. Reiner Anselm
20. Sonntag nach Trinitatis, 30. Oktober 2022

- 2 Den Auszug erinnern**
Exodus 12,1–10
Prof. Dr. Friedhelm Hartenstein
Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres, 13. November 2022

- 3 Gutes aus Bösem**
Genesis 50,20
Prof. Dr. Jörg Lauster
2. Advent, 4. Dezember 2022

- 4 ... ein jeglicher in seine Stadt**
Lukas 2,3
Prof. Dr. Martin Wallraff
4. Advent, 18. Dezember 2022

- 5 Seit Urzeiten auf Wanderung**
Genesis 12,1–3
Prof. Dr. Philipp Stockhammer
2. Sonntag nach Epiphantias, 15. Januar 2023

- 6 Flucht vor sich selbst**
Jeremia 23,24
Prof. Dr. Christian Albrecht
Letzter Sonntag nach Epiphantias, 29. Januar 2023

Nicht Jude noch Grieche

Galater 3,25–29

MIGRATION

Universitätsgottesdienste, WiSe 22/23

Da nun der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister. Denn ihr seid alle durch den Glauben Gottes Kinder in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus. Gehört ihr aber Christus an, so seid ihr ja Abrahams Nachkommen und nach der Verheißung Erben.

Liebe Gemeinde,

„Nicht noch eine Krise!“ mögen Sie sich vielleicht denken. Gerade dachten wir, wenigstens die Pandemie und auch die Krise des Rechtspopulismus zu den Akten legen zu können. Und jetzt kommt, zusätzlich zu den Krisen, die uns im Augenblick am stärksten herausfordern, die Ukraine-Krise und mit ihr verbunden, die Energiekrise, die Wirtschafts- und nicht zuletzt der Klimakrise, schon wieder eine neue dazu: Die Migrationskrise. Doch eigentlich ist sie ja eine alte Bekannte. Sie war nie weg, sie stand uns nur nicht mehr so sehr vor Augen und war aus den Schlagzeilen gerutscht. Aber jetzt sich wieder mit diesem Thema beschäftigen? Ich gestehe, dass ich dazu auch einen Motivationsschub brauchte, einen Anlass wie die Predigtreihe in diesem Semester und eben den heutigen Gottesdienst, mit dem wir sie eröffnen. Und doch ist es richtig und wichtig. Denn auch wenn wir es im Stadtbild, wenn es viele auch im täglichen Umgang nicht direkt merken: Wir müssen uns dieser Krise stellen, und zwar als Bürgerinnen und Bürger und als Christinnen und Christen. Denn unsere Verantwortung beschränkt sich nicht auf einen bestimmten Bereich des Zusammenlebens. Sie erstreckt sich auf den gesamten Raum unseres Zusammenlebens – so wie ja auch die verschiedenen Krisen auf vielfältige Weise miteinander verknüpft sind. Die dreigliedrige Formel des Konziliaren Prozesses – Frieden – Gerechtigkeit – Bewahrung der Schöpfung – bringt das sehr deutlich zum Ausdruck.

Was nun ist der besondere Beitrag, den das Christentum in dieser Krise, in diesen Krisen beitragen kann? Dazu gleichvorweg und in aller Deutlichkeit:

Auch der christliche Glaube verfügt über kein Patentrezept, nicht exklusives Wissen zur Lösung der Krisen, in denen wir uns befinden. Weder wissen wir besser als andere, wie ein Weg aus dem Krieg in der Ukraine genau aussehen könnte, noch können wir aus der Tradition unseres Glaubens heraus besser als die entsprechenden Forscherinnen und Forscher sagen, mit welchen Mitteln wir am schnellsten und besten die Migrationskrise überwinden können. Für die anderen drängenden und strittigen Fragen des Zusammenlebens gilt das genauso. Was aber der christliche Glaube, was die christlichen Gottesdienste und Gemeinden, was die christliche Bildung in den Kindergärten, Schulen und Universitäten vermitteln kann, ist eine bestimmte Haltung, nämlich trotz aller praktischen Schwierigkeiten, trotz aller Sorgen und aller Einschränkungen, die im Bereich des Politischen eben auch unvermeidbar sind, sich die Offenheit für andere zu bewahren. Und um so eine Haltung geht es in dem kurzen Abschnitt aus dem Galaterbrief, der den heutigen Predigttext bildet.

Paulus hatte im dritten Kapitel des Galaterbriefs zunächst dargelegt, dass die Ordnung des Gesetzes gegeben war, um als Zuchtmeister auf Christus hin zu fungieren, um also ein Leben in der Erwartung auf die Erfüllung der Verheißung zu führen, die dem Abraham gegeben wurde. In Christus nun hat sich erfüllt, was Abraham verheißen war. Denn Christus ist, so argumentiert Paulus, der eine Nachkomme des Abraham, von dem in 1 Mose 22 die Rede war. Und die Folgen dieser Erfüllung beschreibt nun unser Predigttext.

Paulus schreibt: *„Da nun der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister. Denn ihr seid alle durch den Glauben Gottes Kinder in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus. Gehört ihr aber Christus an, so seid ihr ja Abrahams Nachkommen und nach der Verheißung Erben.“*

Was Gott mit Abraham begonnen hatte, wird in Christus vollendet, so lautet die Vorstellung des Paulus. Die Erwählung Israels, die in dem Bund Gottes ihren Ausdruck fand, wird damit auf alle ausgeweitet, die mit Christus eine Gemeinschaft bilden. Eine komplizierte Vorstellung, in deren Zentrum aber eine wichtige Verschiebung steht: Für Israel ergibt sich die Gemeinschaft über die Generationenfolge, für die christliche Gemeinde resultiert sie aus dem

Glauben. An die Stelle der natürlich-biologischen Abstammung, der Sippe, tritt die Taufe, eine Art geistliche Abstammung. Mit Elementen der klassischen Tauf liturgie kann Paulus davon sprechen, dass Christinnen und Christen eine neue Identität bekommen: Ihr habt Christus angezogen. Nun ist der Weg frei für das eigentliche Anliegen des Paulus: In der Gemeinde Jesu spielt die Herkunft keine Rolle mehr, weder die Abstammung noch das soziale Milieu, noch das Geschlecht. Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus. Gehört ihr aber Christus an, so seid ihr ja Abrahams Nachkommen und nach der Verheißung Erben.

Führt man sich das vor Augen, dann wird deutlich, wie absurd es war und ist, sich als Christin oder Christ zu einer antijudaistischen Haltung hinreißen zu lassen. Denn Paulus macht ganz deutlich: Die christliche Gemeinde wird in Christus hineingenommen in dieselbe Gemeinschaft, die Gott mit Israel geschlossen hatte. Keine Rede davon, dass die jüdische Gemeinde oder gar die Angehörigen des jüdischen Volkes aus dieser Gemeinschaft ausgeschlossen werden. Und zudem sollen ja gerade in Christus alle Unterschiede, die aus der Volkszugehörigkeit und der Abstammung resultieren, aufgehoben sein. Daher muss man in aller Klarheit festhalten: Antijudaismus ist mit der christlichen Botschaft unvereinbar, ebenso wie jede andere Abwertung anderer Menschen und Völker. Es ist verwunderlich und gleichzeitig beschämend, dass man das heute wieder in dieser Deutlichkeit festhalten muss, leider nicht nur außerhalb der Kirche.

Für Christinnen und Christen ist es daher auch selbstverständlich, gegenüber anderen Menschen offen zu bleiben, neugierig, auf sie zuzugehen und sie als gleichberechtigt zu behandeln. Das bedeutet nun keineswegs, alle Grenzen und Unterschiede zu verwischen; sie bleiben unverzichtbar und organisieren unser Zusammenleben. Sie schaffen Strukturen, schaffen Rechte und Pflichten. Die Haltung, die Christinnen und Christen demgegenüber einnehmen, besteht darin, den buchstäblich not-wendigen Sinn von Grenzen anzuerkennen – hier bist Du sicher – und gleichzeitig zu wissen, dass diese Grenzen nach dem Beispiel Christi nie als unverrückbar und ausschließend gedacht werden können. Andere als Menschen zu behandeln, ist daher für Christinnen und Christen Teil ihrer Identität. Der frühere Zürcher Dogmatiker Gerhard Ebeling hat das in die

griffige Formel gepackt, die christlichen Gemeinden seien Orte, an denen es anders zugeht als sonst. Und in der Tat scheint das auch eigentlich das entscheidende Erkennungsmerkmal der frühen christlichen Gemeinde gewesen zu sein. Und bis heute gilt: Innerhalb der Kirche gibt es ganz eigene Formen miteinander umzugehen und miteinander zu sprechen. Wer sich öfter in einer Gemeinde engagiert, der kennt das: Man spricht ein eigenes Idiom, kirchisch. Hier wird eingeladen statt befohlen, gewertschätzt statt offen die Meinung gesagt. Und selbst noch die radikalste Ablehnung einer Aussage wird einladend formuliert: Ich lege mal meins daneben.

Seit Pfingsten sollen Christinnen und Christen ja auch dann verstehen, wenn sie ihre je eigenen Idiome sprechen, denn der Geist verhilft zur Verständnis. Und doch zeigt eben das Kirchisch auch, wie schwierig es ist, wenn man die Haltung der Offenheit exklusiv für sich reklamiert: Die eingespielte Sprache in der Kirche entlarvt sofort die, die nicht dazugehören, die anders reden. Und ebenso sind die Einladungsriten der christlichen Gemeinde zwar hoch engagiert, aber nur allzu oft nicht durch die Praxis gedeckt: Wer zum ersten Mal zu einem Kirchenkaffee, einem Osterfrühstück oder eine Probe des Kirchenchors geht, muss sich zumindest einer ausführlichen Musterung und einem Mentalitätscheck unterziehen. Ob da wirklich immer gilt: Ihr seid einer in Christus?

Die Dinge sind also, das zeigt dieses kleine Beispiel, kompliziert - komplizierter jedenfalls als wir es uns oft eingestehen. Und so ist es auch im Umgang mit Migrantinnen und Migranten, so ist es auch in der Argumentation des Paulus. Denn anders zu sein als die andern bedeutet eben immer auch, Andere als Andere anzusehen - und zwar auch dann, wenn dieses Anderssein im Auf-Andre-Zugehen besteht. Inklusion und Exklusion, mit großem Engagement vorgetragener Widerstand gegen das „Othering“ bedeutet immer selbst, sich von denen abzugrenzen und die auszugrenzen, die dieses Othering betreiben. Und selbstverständlich gilt das natürlich auch für den Prediger selbst, der solche Probleme anzeigt.

Daher lohnt an dieser Stelle nochmal ein genauerer Blick auf die Formulierungen und Bilder des Paulus. Denn seine Aussage, dass die Herkunft, das Milieu, die Geschlechterzugehörigkeit keine Bedeutung mehr haben sollen, stellt keine allgemein-menschliche Aussage dar. Es ist eben nicht eine frühe Formulierung allgemeiner Menschenrechte. Sondern diese Feststellung gilt nur für die,

die im Glauben Christus angezogen haben. Insofern ist dann eben doch nicht ganz so einfach, denn auch dieser vermeintlich inklusive Text grenzt ab und aus. Auch er enthält – trotz aller anderen Anmutung auf der Oberfläche – eine deutliche Abgrenzung. Bei euch soll es eben nicht so sein wie bei denen. Und mit „denen“ sind, das wird aus dem Kontext ganz deutlich, eben die Juden gemeint.

Das zweite Bild, auf das ein genauerer Blick lohnt, ist das Zitat der Tauf liturgie: „Ihr habt Christus angezogen“. Ich hatte es vorhin schon einmal kurz gestreift. Ein interessantes Bild, denn es lässt Christus gewissermaßen als unsere zweite Haut erscheinen. Seine volle Bedeutung entfaltet dieses Bild wohl erst, wenn wir uns deutlich machen, dass die Haut ganz unverzichtbar ist für unser Überleben. Sie sichert unsere Identität, indem sie zunächst ganz basal uns von unserer Umwelt trennt. Anderenfalls würden wir sehr schnell vertrocknen. Die Haut trägt aber noch in einer anderen Weise zu unserer Identität bei. Sie ist verantwortlich für unseren Fingerabdruck – und vor allem für das Bild, mit dem wir als Einzelne vor anderen erscheinen. Nicht zufällig verbringen wir in der Früh recht viel Zeit vor dem Spiegel, um dieses Erscheinungsbild zu optimieren. Und es ist genauso sprechend, dass wir in der Pubertät und auch im fortschreitenden Alter die Veränderung der Haut als Indikator für die Veränderung der Person nehmen. Und von der Hautfarbe haben wir noch gar nicht gesprochen. Unser Leben als Personen, als Identitäten, ist im unmittelbaren wie im übertragenen Sinn an Abgrenzungen gebunden.

All das erschließt auch, warum der Aussatz in der religiösen Welt der Antike so eine große Rolle spielt, auch im Neuen Testament. Denn nach antiker Vorstellung trennt die Haut nicht nur mich vom Anderen, sondern sie verhindert auch, dass die bösen Geister austreten können. Ist diese Barriere gestört, so drohen diese Geister Kraft über andere zu gewinnen. Diese Vorstellungen klingen nach in dem Bild, dass Getaufte Christus angezogen haben. Seine Haut schafft uns als Einzelne, verhilft uns zu einer neuen Oberfläche, einer Erscheinung und eben einer Identität. Und sie grenzt uns notwendig von anderen ab. Sah die Argumentation des Paulus also auf den ersten Blick wie eine Magna Charta für Offenheit und Integration aussieht, so zeigt sich auf den zweiten Blick, dass sie selbst mit ganz harten Abgrenzungen operiert – ein Mechanismus, der sich aber eben gar nicht vermeiden lässt. Das Ziel kann darum auch

nicht sein, solche Abgrenzungen überhaupt zu verneinen, sie sind für unsere Identität unverzichtbar. Die Haltung, die der christliche Glaube vermittelt, ist es aber, immer wieder nach den Folgen von Abgrenzung und Identität zu fragen. Wo schließen wir über Gebühr aus, wo verhindern wir es, dass Menschen ihren Platz in unserer Gesellschaft finden können. Es geht also um eine Sensibilisierung, um Aufmerksamkeit – vielleicht in einem positiven Sinn um „Wokeness“ für die subtilen Ausgrenzungsmechanismen in der Gesellschaft.

Paulus' Vorstellungen lassen sich für uns nur dann noch übernehmen, wenn wir sie als Aufforderung zu einer Haltung auffassen und nicht in ein konkretes Programm überführen. Denn dann würden wir eben selbst all die ausschließen, die sich diesem Programm nicht anschließen wollen und können – etwa alle Nicht-Getauften.

Als Aufforderung zu einer bestimmten Haltung bleibt die Aufforderung des Paulus aber unverzichtbar. Sie macht uns deutlich, dass wir im Geist der christlichen Gemeinde auch und gerade gegenüber Migrantinnen und Migranten dann handeln, wenn wir sie einladen in unserer Gemeinschaft – und zwar immer eingedenk dessen, dass die Gemeinschaft durch die Beziehung zu Christus begründet wird, durch den Auferstandenen, dessen Gemeinde anders organisiert ist als über Grenzen und Mitgliedschaften. Diese Gemeinschaft bleibt der kritische Prüfstein, bleibt aber auch die Inspirationsquelle für unser Handeln. Wir brauchen das, denn eine Haltung, die den Einzelnen ihre Identität lässt, sie aber dennoch als gleichberechtigten Teil der Gemeinschaft behandelt, ist alles andere als selbstverständlich. Sie bedarf der Orientierung an einem Ideal, sie bedarf aber auch der ständigen Pflege und Tradierung. Gottesdienste sind der Ort, an denen Orientierung und Tradierung, Idee und Praxis geschehen. Und all das im gemeinsamen Hören auf den, der uns in seine Gemeinschaft ruft. Insofern sind unsere Gottesdienste das, was auch die großen barocken Kirchen Oberbayerns sind: Es sind die Orte, an denen das ausstehende Reich Gottes in unserer Welt sichtbar sind.

Vielleicht gelingt es uns, diese Haltung des Gottesdienstes ein Stück in den Alltag der Welt zu übertragen. Wenn wir das schaffen bin ich mir sicher, dass wir auch die Migrationskrise werden meistern können. Und in all dem gelte: Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege. Amen.

Den Auszug erinnern

Exodus 12,1–10

MIGRATION

Universitätsgottesdienste, WiSe 22/23

Der HERR aber sprach zu Mose und Aaron in Ägyptenland: Dieser Monat soll bei euch der erste Monat sein, und von ihm an sollt ihr die Monate des Jahres zählen. Sagt der ganzen Gemeinde Israel: Am zehnten Tage dieses Monats nehme jeder Hausvater ein Lamm, je ein Lamm für ein Haus. Wenn aber in einem Hause für ein Lamm zu wenige sind, so nehme er's mit seinem Nachbarn, der seinem Hause am nächsten wohnt, bis es so viele sind, dass sie das Lamm aufessen können. Ihr sollt aber ein solches Lamm nehmen, an dem kein Fehler ist, ein männliches Tier, ein Jahr alt. Von den Schafen und Ziegen sollt ihr's nehmen und sollt es verwahren bis zum vierzehnten Tag des Monats. Da soll es die ganze Versammlung der Gemeinde Israel schlachten gegen Abend. Und sie sollen von seinem Blut nehmen und beide Pfosten an der Tür und den Türsturz damit bestreichen an den Häusern, in denen sie's essen, und sollen das Fleisch essen in derselben Nacht, am Feuer gebraten, und ungesäuertes Brot dazu und sollen es mit bitteren Kräutern essen. Ihr sollt es weder roh essen noch mit Wasser gekocht, sondern am Feuer gebraten mit Kopf, Schenkeln und inneren Teilen. Und ihr sollt nichts davon übrig lassen bis zum Morgen; wenn aber etwas übrig bleibt bis zum Morgen, sollt ihr's mit Feuer verbrennen.

Liebe Universitätsgemeinde,

Eines der ersten Ereignisse im Leben des Kindes Jesus war die Migration. So jedenfalls steht es im Matthäusevangelium (Mt 2,13-23): Kaum hatte Maria ihren Sohn geboren, geriet er schon in Lebensgefahr. Der Herrscher Herodes war durch die Anfrage der weisen Männer aus dem Osten, die den neugeborenen König suchten, auf die Erfüllung der alten Weissagung aufmerksam geworden. Doch der genaue Ort der Geburt des Kindes blieb ihm unbekannt. So ordnete er an, dass alle Kinder Bethlehems, die zwei Jahre oder jünger waren, getötet werden sollten – das brutale Kalkül eines Machthabers, der um keinen Preis seine Position gefährden wollte. Herodes wiederholte damit etwas, was schon die Gründungsgeschichte Israels erzählte: Dort war es viele Jahrhunder-

te zuvor der neue Pharao Ägyptens, der den Befehl gab, alle männlichen Kinder der hebräischen Sklaven zu töten, um das Volk nicht noch größer werden zu lassen (Ex 1,22). Nur weil eine Tochter Pharaos Mitleid mit einem Knaben hatte, den sie beim Baden im Schilf des Nils entdeckte, überlebte dieser im Schutz des Hofes, bevor er später Gottes Gesandter zur Befreiung seines Volkes wurde. Daran, dass der ebenso skrupellose wie furchtsame Pharao im Buch Exodus keinen Namen trägt, sehen wir: Es geht bei beiden biblischen Erzählungen nicht nur um spezifische Taten bestimmter Herrscher, sondern um etwas, das sich jederzeit auf furchtbare Weise wiederholen kann und das sich seit dem 24. Februar 2022 selbst in Europa erneut ereignet: das Töten und Opfern von Menschen aufgrund von Macht- und Besitzansprüchen, die so etwas niemals rechtfertigen. Der heutige vorletzte Sonntag des Kirchenjahres, „Volkstrauertag“ und Friedenssonntag, soll an die Toten von Kriegen und Gewalt – hier in Deutschland besonders gegen jüdische Menschen – erinnern und der Wiederholung vorbeugen.

Die Kindheitsgeschichte Jesu, wie sie Matthäus erzählt, ist also nicht in einem ereignishistorischen, sondern in einem tiefer liegenden Sinn wahrhaftig: Die Ankunft des Friedenskönigs geschieht in Verhältnissen, wie sie sich immer wieder und an vielen Orten herausbilden. Die Bibel beschönigt nichts.

Jesu Familie entkam den Mördern. Nur so hatte das Leben des Kindes eine Zukunft und endete nicht wie viele namenlose Opfer von Verfolgung. Gott hatte den Vater Josef aufgefordert: *„Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter und fliehe nach Ägypten und bleibe dort, bis ich es dir sage; denn Herodes will das Kind suchen lassen, um es umzubringen.“* (Mt 2,13). Das Evangelium stellt also das Schicksal Jesu bewusst in eine Linie mit Mose und dem Exodus, dem Grunddatum der Erinnerung Israels. Der künftige Friedenskönig muss gleich am Anfang dieselben Erfahrungen von Entwurzelung, Verfolgung und Rettung durchlaufen wie Mose und sein Volk. Auffallend ist: Ägypten steht bei Matthäus nicht für die Unterdrücker, sondern ist Schutzraum wie auch sonst gelegentlich im Alten Testament (etwa bei Abraham und Jakob, die nach Ägypten ziehen, um zu überleben). Niemand, so zeigt sich, schon gar nicht ein Volk oder Land im Ganzen, ist einfach nur gut oder böse, human oder inhuman; es kommt vielmehr auf das je konkrete Handeln von Menschen, vor allem der Herr-

schenden, am Ende aber jedes Einzelnen an. Auch hier ist die Bibel vollkommen klar.

Wie sehr die Erfahrung der erzwungenen Migration gerade die Besonderheit der Existenz Israels prägt und eine an Christen und besonders an Deutsche gerichtete Frage nach unserem Selbstverständnis ist, möchte ich nun anhand des Grundbekenntnisses vom Auszug aus Ägypten mit Ihnen etwas genauer anschauen. Dazu wähle ich drei Gesichtspunkte aus: Erstens die *Ambivalenz von Rettung und Überleben*, zweitens *Triumph und Trauer über den Tod der Ägypter* und drittens die Frage, *was wir aus der Erinnerung an den Auszug für unsere Lebensführung lernen können*.

1. Die Ambivalenz des Überlebens

Nachdem Mose und Aaron beständig beim Pharao die Entlassung des Volkes aus dem Frondienst gefordert hatten, lässt sich dieser immer noch nicht erweichen. Vielmehr hält er fest an seinem Machtanspruch, was der mittelalterliche Midrasch Tanchuma eindrücklich beschreibt: *„Da rief Pharao dazwischen: Alles, was ihr sagt, ist Lug und Trug. Ich bin der Herr der Welt, ich habe mich selbst erschaffen, auch der Nil ist mein Werk [...]“*¹ In der biblischen Erzählung folgen die Plagen, mit denen die Ägypter und ihr König zum Einlenken gebracht werden sollen. Auch sie stellt der Midrasch auf einer politischen Ebene als Konflikt zwischen dem Gott Israels, dem Schöpfer der Welt, und dem sich mit Gott verwechselnden Machthaber dar: *„Also verfuhr auch der Herr mit den Ägyptern; er wendete gegen sie Kriegsmittel an, wie sie bei irdischen Königen üblich sind. Zunächst machte er das Wasser der Ägypter unbrauchbar, sie aber ließen Israel nicht ziehen.“*² Die Kette der Plagen besteht vorwiegend aus im Land Ägypten vorkommenden Naturkatastrophen (Nil, Frösche, Stechmücken, Ungeziefer, Viehseuche, Geschwüre, Heuschrecken, Hagel und Finsternis). Nur die letzte, entscheidende Plage, die Tötung der männlichen Erstgeborenen, ist etwas anderes. Sie ist ein Thema der hebräischen Bibel: das Erstlingsopfer, das Gott allein zusteht, aber im Fall von Kindern durch etwas anderes ersetzt wird. Im Sinne der politischen Lesart ist es aber in der Exoduserzählung die

¹ Midrasch Tanchuma, Waera 5 (nach Ehrmann [Hg.], Pessach, 12).

² Midrasch Tanchuma, Bo 4 (nach Ehrmann [Hg.], Pessach, 18).

letzte Antwort Gottes auf den erwähnten Befehl Pharaos, die männlichen Kinder Israels zu töten (Ex 1,22).

Der biblische Text wird zur Nacht der Befreiung sehr ausführlich: Die Schilderung der Auswirkungen der 10. Plage nimmt dabei eher geringen Raum ein (Ex 12,29f.). In den Kapiteln Ex 12-13 werden vor allem ausführliche Anweisungen gegeben, wie die *Erinnerung* an diese Nacht „für immer“ zu bewahren und zu erneuern ist. Der Abschnitt Exodus 12,1-10, den Sie als Predigttext abgedruckt finden, ist nur der Anfang. Allerdings ein Anfang, der einige der ältesten Elemente des Pessachfestes enthält. Der Text beginnt mit der Einführung einer neuen Zeitrechnung: „*Dieser Monat soll für euch der Anfang der Monate sein.*“ (12,2). Der Jahresbeginn wird auf den Tag des Auszugs gelegt, so wichtig ist das Ereignis. Gott ordnet dann an, dass in jeder Familie am Abend ein Opfertier geschlachtet und in Eile noch in der Nacht verzehrt werden soll. Die Häuser Israels sollen vor der Tötung der Erstgeburt geschützt werden, indem man Blut der Tiere an die Pfosten und Schwellen der Türen anbringt, so dass die strafende Gewalt an den Menschen im Innern „vorbeigeht“ (hebr. *pasach*). Blut gilt in der Bibel als „Sitz des Lebens“, als kostbarer Besitz des Schöpfers – so hat es in der Nacht der Entscheidung unheilabwehrende, verschonende Kraft. Diese Nacht wird zu einem „für Generation um Generation“ geltenden Gedenktag, einer „ewigen Ordnung“ (Ex 12,14.24). So haben wir es vorhin in der ersten, den Predigttext ergänzenden Lesung (Ex 12,21-28) gehört.

Bis heute wird Pessach als jüdisches Hauptfest begangen; längst ohne Tieropfer, denn es existiert kein Tempel mehr. Der entscheidende Moment ist das Geschehen beim Sedermahl in den Familien am Abend des Auszugs – jenes gemeinsame Essen, auf das sich auch das christliche Abendmahl zurückführen lässt. Die später immer mehr erweiterte Festliturgie zielt darauf ab, dass alle Kinder sich einreihen und die Migration aus der Knechtschaft als Teil auch ihres Lebens begreifen. So heißt es in der Pessach-Haggada, der Festliturgie: „*In jeder Generation soll jeder Mensch sich so betrachten, als sei er selbst aus Ägypten ausgezogen [...].*“³ Doch mit der Erleichterung und Freude, endlich der Versklavung entronnen zu sein, geht auch das Empfinden der Ambivalenz des Überlebens und das Bewusstsein immer neuer Gefährdung einher:

³ Shire (Hg.), Die Pessach Haggada, 36.

„Dies ist es, was unseren Vorfahren Kraft gegeben hat und auch uns Kraft gibt. Denn niemandem ist es je gelungen, uns völlig auszurotten. In jedem Zeitalter haben sich zwar viele gegen uns erhoben, aber Gott – Gottes Heiligkeit sei gepriesen! – hat uns aus ihrer Gewalt gerettet.“⁴

Vollkommen realistisch wird das gründende Geschehen der Rettung auf die Erinnerung jüdischer Menschen zu allen Zeiten ausgeweitet: Immer wieder haben sich Herrschende *und* Nachbarn erhoben, um Juden zu verfolgen und zu ermorden. Der Dichter Karl Wolfskehl, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts hier in Schwabing lebte und 1948 im Exil in Neuseeland starb, benannte das in seinem Gedicht „Am Seder zu lesen“ höchst eindringlich:

„Immer wieder, wenn vom Wanderstaube müde wir geruht in Anderer Laube, riß der Andern Faust uns auf voll Drohn: Ihr gehört nicht her, macht euch davon! Immer wieder.“⁵

Auf diese Klage antwortet in Wolfskehls Gedicht „Die Stimme“ (Gottes) mit dem Hinweis auf *sein* „Immer Wieder“ des Willens zur Rettung:

„Immer wieder, nun und immer wieder samml' ich Meines Volks verworfne Glieder Zu der Zeltnacht meiner Passahstunde, schlag' und schone, treu dem ewgen Bunde [...]“⁶

Später hat der Dichter unter dem Eindruck des Holocaust und seines eigenen Exilsgeschicks dies so nicht mehr aufrechterhalten können, sondern seine Dichtung nur noch „unter dem Bilde ‚Hiob‘“ gesehen, wie er in einem Brief schreibt.⁷ Die Rettungserfahrung, die beim Pessach gefeiert wird, bleibt aber eine Kraft und Wirklichkeit, der sich Israels Überleben in der Zeit verdankt. Zugleich ist sie auch noch auf andere Weise spannungsvoll, indem sie das Bewusstsein vom Tod der Unterdrückter als Mitmenschen einschloss.

2. Triumph und Trauer über den Tod der Ägypter

Nach dem Tod aller Erstgeborenen lässt Pharao die Israeliten ziehen. Doch nur scheinbar. Schnell „ändert sich sein Sinn“ (Ex 14,5) und er widerruft die Erlaubnis zur Migration und rückt mit einer großen Streitwagenmacht aus, um die Verfolgung aufzunehmen. Doch am Schilfmeer kommt es zum letzten Akt des Wunders der Errettung. Das Ereignis selbst bleibt – wie die Auferstehung Jesu –

⁴ Shire (Hg.), Die Pessach Haggada, 20.

⁵ Ehrmann (Hg.), Pessach, 53.

⁶ Ehrmann (Hg.), Pessach, 54.

⁷ Vgl. Sparr, Art. Wohlskehl, 628.

jeder Wahrnehmung entzogen. Dafür sorgt Gott, der die Blicke abschirmt und sie nicht durch seine Wolken- und Feuersäule hindurchdringen lässt. Die Erzählung endet mit dem, was Israel am Morgen vorfindet: „*So errettete der Herr an jenem Tage Israel aus der Hand der Ägypter, und Israel sah die Ägypter tot am Gestade des Meeres liegen.*“ (Ex 14,30) Auf diesen Anblick reagiert das Volk zuerst mit Furcht, dann mit Vertrauen – die Rettung ist allein Gottes Tat, menschliche Macht hat nichts dazu getan. Daher folgt im Angesicht der Befreiung aus der zweiten Todesgefahr ein großes Danklied Moses und Israels. Der Befreiungsjubel von Ex 15 gilt der jüdischen Tradition als „*das Lied*“ schlechthin. Zu ihm gibt es, neben anderen, die den Sieg über die Verfolger feiern, auch folgende vertiefende Auslegung im babylonischen Talmud:

„Rabbi Jochanan sprach: In jener Stunde, als die Ägypter ertranken, wollten die Engel ein Lied singen vor dem Angesicht des Heiligen, gesegnet sei Er. Der Heilige aber, gesegnet sei Er, sprach zu ihnen: Meine Geschöpfe versinken im Meer, und ihr wollt ein Lied singen vor meinem Angesichte?“⁸

Die Ägypter sind ebenfalls Geschöpfe Gottes – der monotheistische Schöpfer hat Mitgefühl für alle seine Werke, auch wenn das Gericht unvermeidbar war: Nur Israel ist der Dank für die Befreiung erlaubt, „*weil sie Wesen von Fleisch und Blut sind und also den Tod zu fürchten haben*“, wie es den Engeln in einer weiteren Deutung zur Stelle gesagt wird.⁹ Auch das vorhin in der zweiten Lesung gehörte Gebet aus der Pessachliturgie „*Es wäre genug gewesen*“ beginnt mit der Aussage: „*Hätte Gott uns aus Ägypten herausgeführt, ohne das Urteil über Ägypten zu vollstrecken, es wäre bereits genug für uns gewesen.*“¹⁰

Zwischen Triumph und Trauer spannen sich also die extremen Empfindungen der so wunderbar Befreiten sowie das Nachdenken darüber, was dort geschehen ist. Der große mittelalterliche Dichter Jehuda ha-Levi hat das in eine Mahnung gefasst, das Land Ägypten nicht zu verachten, sondern im Gegenteil zu ehren. Ich zitiere aus der Übersetzung von Franz Rosenzweig:

⁸ Babylonischer Talmud, Megilla 10b (nach Ehrmann [Hg.], Pessach, 22).

⁹ Vgl. bin Gorion (Hg.), Die Sagen der Juden, 464.

¹⁰ Shire (Hg.), Die Pessach Haggada, 28. Siehe den kompletten Text im Anhang.

„Und Ehre zoll Ägypten, setz den Fuß auf fein sacht und schreite nicht in Selbstvertrauen. Die Straßen hier – die Gottheit zog drauf, spähend nach Pfosten, die vom Blut des Bundes tauen [...].“¹¹

3. Was können wir aus der Erinnerung an den Auszug lernen?

Es zeichnet sowohl die Hebräische Bibel wie die genannten Stimmen der jüdischen Tradition aus, im Augenblick des Triumphes über Pharaos das Thema des universalen Schöpfers einzuspielen: Gott als dem Gerechten *und* Barmherzigen ist hier die Trauer vorbehalten. In der Entwicklung des biblischen Denkens geht es zunehmend um die Frage wie sich die eigene Erwählung durch JHWH zu den Völkern verhält. In der persischen Zeit stammten die fremden „Schutzbürger“ (*gerim*) inmitten der eigenen Gesellschaft vermehrt aus anderen Völkern und Kulturen. Die spannungsreichen Positionen dazu (vgl. nur Esr, Neh und Jona) zeigen wie schwierig das Problem für die Gesellschaft war. Eine berühmte jüngere Stelle aus dem Deuteronomium formuliert es besonders pointiert (Dtn 10,16-19):

„So beschneidet nun eure Herzen und seid fortan nicht mehr halsstarrig, denn der Herr, euer Gott ist der Gott der Götter und der Herr der Herren [...], der die Person nicht ansieht und nicht Bestechung annimmt, der der Waise und der Witwe Recht verschafft und den Fremden liebt, so dass er ihm Brot und Kleidung gibt. Und ihr sollt den Fremden lieben, denn ihr seid auch Fremde gewesen im Land Ägypten!“

Das Beschneiden der Herzen ist dabei ein Bild für die entscheidende Änderung der eigenen Haltung, eine Orientierung an dem Gott, „der den Fremden liebt“, d.h. ihm gegenüber konkret solidarisch handelt („*ihm Brot und Kleidung gibt*“). Die Erinnerung an die eigene Vergangenheit („*denn auch ihr seid Fremde gewesen im Land Ägypten*“) nennt den entscheidenden Maßstab. Der jüdische Philosoph Emanuel Lévinas sieht genau hier, in solchen Aufforderungen, aus dem Wissen um die eigene Bewahrung vor Verfolgung ein entsprechendes Handeln für Andere folgen zu lassen, den spezifischen Beitrag des Judentums zu einer Ethik für alle Menschen:

„Damit die Vereinigung zwischen Menschen guten Willens, die ich mir wünsche, nicht im Abstrakten und Ungefährlichen stattfindet, erlaube ich mir, an dieser Stelle auf den *besonderen* Wegen des jüdischen Monotheismus zu beharren. Ihre Besonderheit gefährdet den Universalismus nicht, sondern fördert ihn. Zu diesem Zweck muß dieser

¹¹ „Sieh, die Städte“ (nach Ehrmann, Pessach, 24).

Monotheismus in der von ihren Quellen umgebenden Bibel gesucht werden, wo sie, der jüdischen und der christlichen Tradition gemeinsam, ihre spezifisch jüdische Physiognomie bewahrt.“¹²

Weiter verweist er auch darauf, wie viel Hass und Zerstörung aus einem materiellen wie geistigen Besitzdenken erwächst, das allein vom eigenen Selbst ausgeht. Dagegen dürfen Menschen, die sich nicht selbst ermächtigt haben, sondern Knechtschaft und Befreiung erfahren haben, dem Leid von Anderen nicht ausweichen. Im Mitmenschen begegnet uns Gott: und *seine* Barmherzigkeit fordert *unsere* Barmherzigkeit. Das heißt ganz konkret den Auszug erinnern, wie es Lévinas mit Anspielung auf das Exodusbekenntnis in Dtn 26,5 formuliert:

„Die ‚normale‘ Ausübung meines Ich, das alles, was es erreichen und berühren kann, in ‚meines‘ verwandelt, wird in Frage gestellt. Besitzen heißt immer empfangen. Das gelobte Land wird in der Bibel niemals ‚Besitz‘ im römischen Sinn des Wortes sein, und der Bauer wird zur Zeit der Erstlingsfrüchte nicht an die ewigen Bande denken, die ihn an die Scholle fesseln, sondern an das Kind des Aram, seines Vorfahren, der ein *Umherirrender* war.“¹³

Amen.

Auf folgende Quellen/Literatur wird in der Predigt verwiesen:

- Ehrmann, Elieser L. (Hg.), Pessach. Ein Quellenheft, Jüdische Lesehefte 26, Berlin 1938.
- Lévinas, Emmanuel, Eine Religion für Erwachsene, in: *Ders.*, Schwierige Freiheit. Versuch über das Judentum, Frankfurt a.M. 21996, 21-37.
- Die *Pessach Haggada*. Herausgegeben und kommentiert von Rabbiner Michael Shire, Berlin 2001.
- Die *Sagen der Juden*. Gesammelt von Micha Josef bin Gorion. Neu herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Emanuel bin Gorion, Frankfurt a.M. 1962.
- Sparr, Thomas, Art. Wohlfskehl, Karl, in: Andreas B. Kilcher (Hg.), Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur, Frankfurt a.M. 2003 (Stuttgart 2000), 628-629.

¹² Lévinas, Religion, 24 (Hervorhebung im Original).

¹³ Lévinas, Religion, 28f. (Hervorhebung im Original).

Es wäre genug gewesen

Wieviele Wohltaten hat die Gegenwart Gottes uns erwiesen!

Hätte Gott uns aus Ägypten herausgeführt, ohne das Urteil über Ägypten zu vollstrecken, wäre dies bereits genug für uns gewesen.

Hätte Gott das Urteil über Ägypten vollstreckt, ohne die ägyptischen Götter zu besiegen, wäre dies bereits genug für uns gewesen.

Hätte Gott die ägyptischen Götter besiegt, ohne das Meer für uns zu teilen, wäre dies bereits genug für uns gewesen.

Hätte Gott das Meer für uns geteilt, ohne uns durch es hindurch zu führen, wäre dies bereits genug für uns gewesen.

Hätte Gott uns durch das Meer geführt, ohne uns vierzig Jahre lang in der Wüste zu versorgen, wäre dies bereits genug für uns gewesen.

Hätte Gott uns vierzig Jahre lang in der Wüste versorgt, ohne uns mit Manna zu speisen, wäre dies bereits genug für uns gewesen.

Hätte Gott uns mit Manna gespeist, ohne uns den Schabbat zu geben, wäre dies bereits genug für uns gewesen.

Hätte Gott uns den Schabbat gegeben, ohne uns zum Sinai zu bringen, wäre dies bereits genug für uns gewesen.

Hätte Gott uns zum Sinai gebracht, ohne uns die Thora zu geben, wäre dies bereits genug für uns gewesen.

Hätte Gott uns die Thora gegeben, ohne uns in das Land Israel zu bringen, wäre dies bereits genug für uns gewesen.

Hätte Gott uns in das Land Israel gebracht, ohne den Tempel für uns zu errichten, wäre dies bereits genug für uns gewesen.

Wie viele und vielfältige Wohltaten begründen die Beziehung zwischen uns und Gott – Gottes Gegenwart ist überall –, denn Gott hat alle diese Wunder für uns getan, vom Auszug aus Ägypten bis zur Errichtung des Tempels.

Gutes aus Bösem

Genesis 50,20

MIGRATION

Universitätsgottesdienste, WiSe 22/23

Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, um zu tun, was jetzt am Tage ist, nämlich am Leben zu erhalten ein großes Volk.

Liebe Gemeinde,

von den vielen Gründen, warum Menschen ihre Heimat verlassen müssen, nennt die Bibel einen der härtesten. Es gibt keinen Kindergottesdienst und keinen Religionsunterricht in der Grundschule, in dem nicht irgendwann einmal die Geschichte von Josef und seinen Brüdern vorkommt. Es ist eine der großartigsten Erzählungen, die wir in der Bibel haben – und es ist die Geschichte einer brutalen Migration.

Josef ist der Lieblingssohn seines Vaters Jakob. Das trägt ihm den Neid seiner Brüder ein. Josef erzählt ihnen von seinen Träumen, in denen sich bei der Ernte die Weizengarben vor der Garbe Josefs verneigen, ja ihm träumt, dass sich Sonne, Mond und elf Sterne vor ihm verneigen. Das wird sogar seinem Vater Jakob zu viel, der ihn für diese vermeintliche Angeberei schilt. Josef ist also keineswegs unschuldig daran, dass seine Brüder eifersüchtig auf ihn sind. Dies führt so weit, dass sie ihm am Ende gar nach dem Leben trachten. Sie werfen ihn in eine Grube und verkaufen ihn als Sklaven an eine Karawane.

Ich weiß, dass Sie als getreue Besucher der Universitätsgottesdienste die Josefsgeschichte in- und auswendig kennen. Hier nur noch ein paar kleine Erinnerungstützen: Josef wird schließlich nach Ägypten in das Haus Potifars, eines hohen Beamten des Pharao, verkauft. Von Potifars Frau verleumdet landet Josef im Gefängnis. Das ist der tiefste Punkt seiner Migration. Doch der tiefe Fall ist der Wendepunkt, die fatalen Konsequenzen der Migration kehren sich um in ein mustergültiges Paradebeispiel gelungener Integration. Josef erweist sich als kluger Traumdeuter, er steigt am Hof des Kämmerers des Pharao auf und wird schließlich selbst zu einem der wichtigsten Männer des Pharao. Zu

diesem kometenhaften Aufstieg merkt die biblische Erzählung nur knapp an: *Der Herr war mit Josef, und was er tat, dazu gab der Herr Glück (39,23)*. Es kommt, dass Jahre später eine Hungersnot Jakobs Söhne, die Brüder Josefs, nach Ägypten treibt, um dort Getreide zu kaufen. Vor dem hohen Beamten des Pharaos fallen sie nieder und bitten um Getreide. Der hohe Beamte ist jedoch niemand anderes als Josef. So und noch andere Male später wird der Traum wahr, den der junge Josef einst geträumt hat, in dem sich seine Brüder vor ihm verneigen. Der aufgewühlte Josef gibt sich seinen Brüdern nicht gleich zu erkennen, er ist ihnen anfangs auch keineswegs freundlich gesonnen. Doch schließlich wird er von dem Wiedersehen überwältigt. Er zeigt sich seinen Brüdern und sichert ihnen zu, keine Rache zu üben. Er bittet sie, den Vater Jakob noch einmal nach Ägypten zu bringen. So sehen sich Vater und Sohn in einem glücklichen Happyend wieder. Der alte Jakob stirbt und wird begraben. In den Brüdern flammt erneut die Angst auf. Sie fürchten, Josef könne ihnen nun doch Übles antun und sich für ihren Verrat rächen. Wieder fallen sie vor ihm nieder. Hier nun spricht Josef die großen Sätze: *„Fürchtet euch nicht! Stehe ich denn an Gottes statt? Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, um zu tun was jetzt am Tage ist, nämlich am Leben zu erhalten ein großes Volk*. Dies ist der Höhepunkt der Josefsgeschichte mit einer klaren Botschaft: am Ende wird aus Bösem Gutes.

An drei Aspekte dieser großen Geschichte will ich erinnern:

1. Die Josefsgeschichte ist die Geschichte einer harten Migration. In ihr verlieren Menschen alles, nicht nur ihre Heimat, ihre Familie, sondern auch ihre Freiheit. Was Josef widerfährt, passiert noch heute Menschen millionenfach. Die Josefsgeschichte legt den Finger tief in die Wunde. Denn auch wenn er sie geärgert haben mag, es sind seine eigenen Brüder, die ihm das antun. Migration hat viele Seiten, eine und vielleicht die traurigste kommt in der Josefsgeschichte vor: sie erinnert uns daran, wozu Menschen in der Lage sind, was Menschen anderen Menschen alles antun können. Das ist die düstere Seite der Migration.

2. Die Josephsgeschichte ist eine Geschichte der Führung und der Fügung. Das ist ein schwerer Gedanke. Uns würde es viel leichter fallen, zu glauben, dass Josef am Anfang einfach Pech und dann Glück hatte. So ist es halt im Leben, mal scheint die Sonne, mal ist es Nacht. Die Dinge, die uns widerfahren, ent-

springen dem Zufall. Unser Lebensweg ist von den Launen des Schicksals bestimmt. Aus meiner kleinen Welt, der Universität, kann ich das bestätigen: Lotto-Spielen ist weit berechenbarer als manche Entscheidung einer Berufungskommission. Aus purem Zufall begegnen wir Menschen, die uns am Ende sogar durch das ganze Leben begleiten, aus purem Zufall nimmt unser Lebensweg diese oder jene Richtung, es hätte genauso gut auch anders kommen können.

Die Josefsgeschichte erzählt etwas ganz Anderes. Nichts geschieht aus Zufall. Nicht die Kapriolen des Schicksals oder die Launen von Menschen lenken unseren Weg, es ist Gott selbst, der die Fäden in der Hand hält. Nicht der Zufall, sondern Gott lenkt die Geschicke.

Es ist dies einer der schönsten, aber auch geheimnisvollsten Gedanken unseres Glaubens. Die Josephsgeschichte führt ihn mustergültig vor Augen. Die Geschicke unseres Lebens auch und gerade in den Wendepunkten, in den Herausforderungen, in den Krisen, in den Niederlagen werden zu einem Ganzen. Am Ende fügt es sich zu einem Sinn. Unser Leben ist geführt und geleitet von der unsichtbaren Hand Gottes. In all der Rätselhaftigkeit eines Lebens liegt ein tiefer Trost. Mit den Dingen, die uns widerfahren, ist etwas gemeint. Wir werden durch sie geführt.

3. Das mündet ein in den größten Gedanken der Josephsgeschichte: In der göttlichen Führung unseres Lebens kann aus Bösem Gutes werden. Man spricht gerne von Josefs Edelmut, aber auch Josef ist nur ein Mensch. Die biblische Erzählung verschweigt uns nicht, wie er mit sich selbst, seinem Zorn, ja sogar seinem Verlangen nach Rache hadert. Dass Josef den Brüdern vergeben kann, ist nicht das Werk eines Menschen. Es ist das Aufleuchten einer Kraft, die viel größer ist als ein Mensch sein kann. Am Höhepunkt der Geschichte sieht Josef ein: Ihr wolltet Böses machen, nicht ich, Gott machte Gutes daraus. Er hat mir geholfen, dass es mir am Ende gut erging in Ägypten, er hilft euch heute, dass ihr hier durch mich an Getreide kommt. Gott hat es zum Guten gewendet. Josefs Edelmut ist nichts anderes als die Einsicht in diese göttliche Kraft, und diese Einsicht macht ihn milde und stimmt ihn gnädig.

Man hat gesagt, die Josefsgeschichte ist eine Erzählung aus der alttestamentlichen Weisheitstradition. Ein anderer großer Weisheitsdenker der Antike, der römische Philosoph Seneca, sagte einmal, die größte Weisheit, zu der Men-

schen vordringen können, sei es: *benignus sui ipsius interpret* – ein wohlwollender Interpret seines eigenen Lebens zu sein. Der kluge Seneca meinte damit gewiss nicht, das eigene Leben gedankenlos in Rosa zu tünchen. Vielmehr meinte er, in allen Fügungen, den guten wie den schlechten, eine höhere Führung anzuerkennen. Alles, was passiert, ist zu etwas gut in unserem Leben – und damit gilt es, seinen Frieden zu machen.

Mit allem, was geschieht, ist etwas gemeint. Das ist auch die Botschaft der Josefsgeschichte. Aber Vorsicht! Sie ist keine Hollywood-Happyend-Geschichte, sie will uns nicht einlullen und vorgaukeln, dass am Ende alles irgendwie gut wird. So ist unsere Welt nicht, so ist unser Leben nicht. Und wenn wir an unser Semesterthema Migration denken, dann gibt es viel zu viele Geschichten, die böse anfangen und böse ausgehen. Die Welt und das Leben ist voll von Ereignissen, in denen nichts, absolut gar nichts Gutes aus Bösem folgt.

Das wussten die biblischen Erzähler genauso gut, wie wir das heute wissen. Die Josefsgeschichte ist kein platter Optimismus, sie ist eine Geschichte des Widerstandes gegen das Böse in der Welt. Lasst euch von all dem Bösen nicht unterkriegen. Und sei es auch noch so selten wie in diesem außergewöhnlichen Leben Josefs, es gibt sie, diese besonderen Momente: In ihnen leuchtet eine Kraft in das Leben hinein, die aus Bösem Gutes machen kann.

Advent ist die Zeit der Vorbereitung auf Weihnachten, Advent ist die Zeit der Vorbereitung auf Gottes Gegenwart in der Welt. Wir können die Josefsgeschichte auch als eine besondere Adventsgeschichte lesen. Denn die Josefsgeschichte gibt eine Antwort auf die Frage, was mit Gottes Gegenwart in der Welt gemeint sein kann. Wir müssen nicht Ausschau halten nach großen Wundern und Posaunen am Himmel. Der Himmel reißt auf, wenn Menschen in ihrem Leben etwas spüren von der Kraft, die aus Bösem Gutes machen kann. Wenn Menschen, und sei es nur für wenige Momente, zu wohlwollenden Interpreten ihrer selbst werden und Frieden mit dem, was gelungen, aber auch mit dem vielen, was nicht gelungen ist, schließen können, dann ist es Advent. Wenn sich Menschen die vielen und auch die verlorenen Fäden eines Lebens zu einem Ganzen fügen, dann ist dies pure göttliche Güte. Und wenn Menschen auch hinter dem Traurigen, Negativen, Bösen, das ihnen widerfahren ist, wenigstens augenblickshaft etwas Gutes aufscheinen sehen, dann ist Gott anwesend. Amen.

... ein jeglicher in seine Stadt

Lukas 2,1–5

MIGRATION

Universitätsgottesdienste, WS 22/23

Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt geschätzt würde. Und diese Schätzung war die allererste und geschah zur Zeit, da Quirinius Statthalter in Syrien war. Und jedermann ging, dass er sich schätzen ließe, ein jeglicher in seine Stadt. ...

P: Halt, halt! So weit sind wir doch noch gar nicht, das ist doch die Weihnachtsgeschichte, die ist erst in ein paar Tagen dran. Heute ist doch erst der vierte Advent!

L: Aber das ist doch Ihr Predigttext. Das ist so angekündigt. So steht's auch im Kirchenzettel. Und sogar auf dem Plakat.

P: Hm, achso, das ist auch wieder wahr. Habe ich da bei der Auswahl nur an unser Semesterthema Migration gedacht? Und nicht an Weihnachten?

L: Naja, am Anfang geht es ja auch um Migration, die Geburt kommt ja erst später.

P: Gut, dann lesen wir doch dieses erste Stückchen der Geschichte. Lassen Sie uns ein wenig hineinschnuppern, uns einstimmen auf Weihnachten.

Also: ich bitte um Verzeihung, dass ich unterbrochen habe. Wir lesen weiter, aber nur bis Vers 5. Weiter können wir, weiter dürfen wir heute noch nicht lesen.

Und jedermann ging, dass er sich schätzen ließe, ein jeglicher in seine Stadt. Da machte sich auf auch Josef aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum dass er von dem Hause und Geschlechte Davids war, auf dass er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe; die war schwanger.

Mit Maria, seinem vertrauten Weibe, die war schwanger. Wie das klingt: Feierlich, vertraut, aber auch ein wenig archaisch. Es ist die Sprache Luthers, mancher würde vielleicht sagen: Sprache Kanaans, eine Art frommer Code.

Das war übrigens nicht immer so. Was wir gehört haben, war die jüngste Revision von 2017. In der Lutherbibel, die ich von meinen Eltern zur Konfirmation geschenkt bekommen habe, der Revision von 1975, klang das noch ganz anders. Da ging nicht ein „Gebot“ von dem Kaiser Augustus aus, sondern einfach ein „Befehl“. Und es ging nicht darum, „dass alle Welt geschätzt würde“,

sondern man „sollte sich für die Steuer eintragen lassen“. Daraufhin ging nicht „ein jeglicher in seine Stadt“, sondern schlicht „jeder“. Und Josef war nicht unterwegs mit Maria, „seinem vertrauten Weibe“, sondern mit „seiner Braut“.

Es ist in Unigottesdiensten nicht üblich, dass man Einheiten mit Gruppenarbeit macht, kleine *breakout sessions* oder so etwas. Aber wenn wir es täten, wenn ich Sie jetzt bäte, in einer kurzen Murmelpause mit Ihren Nachbarn zu besprechen, wie Sie das finden: vor allem, was Sie von dem „vertrauten Weibe“ halten – ich bin sicher, dass wir in kürzester Zeit angeregte Diskussionen und allerlei spannende Argumente für dies oder für jenes bekämen. Vielleicht haben Sie ja die Gelegenheit, solche Diskussionen nach dem Gottesdienst mit ihrem vertrauten Weibe am Küchentisch zu führen.

Im Moment geht es mir nur darum zu sagen: Ich habe „ein jeglicher in seine Stadt“ auf Plakate und Kirchenzettel schreiben lassen, um damit das Gefühl des Weihevollen und Würdigen auszulösen, und ja: um Weihnachtsstimmung zu erzeugen. Es geht gerade um das Vertraute, das Heimelige, ja, das Heimatliche. Es ist ein Text, in dem wir uns zuhause fühlen, eben beheimatet, ein vertrauter Text von Kindesbeinen an.

Und natürlich will ich dann dazwischengrätschen und fragen: Wie heimelig war das denn für Josef? Wie heimatlich hat er sich da gefühlt? Und erst noch Maria, schwanger im neunten Monat? Josef musste da hin, „weil er aus dem Haus und Geschlecht Davids war“. Das wird auch nicht besser oder schöner, wenn man sagt: „darum dass er von dem Hause und Geschlechte Davids war“.

In der Schweiz würde man sagen: Josef hatte dort sein Heimatrecht. Und wer die Schweiz kennt, weiß: Heimat und Heimatrecht sind zweierlei. Wo man sein Heimatrecht hat, ist man oft nicht daheim. Mancher ist sein Leben lang nie dort gewesen. Das mag auch bei Josef so gewesen sein. Sein Stammvater David kam aus Bethlehem, aber es kann gut sein, dass die Familie schon seit Generationen mit dem Ort nichts mehr zu tun hatte. Verwandte, bei denen er unterkommen konnte, hatte Josef offenbar nicht. Und auch sonst war die Unterkunftslage schwierig.

Also was soll das heißen „ein jeglicher in seine Stadt“? In welchem Sinne war das Josefs Stadt? War das ein Heimkommen? Doch wohl eher nicht. Josef wäre sicher lieber daheim geblieben, in Nazareth, wo er sich auskannte, wo er Leute

kannte und vor allem: Wo er einen Platz hatte für die hochschwängere Maria, bei der jeden Moment die Wehen einsetzen konnten.

Nur in einem ersten Moment klingt das so anheimelnd, so heimelig, so heimatlich: „... ein jeglicher in seine Stadt“. Als würde da alles wie von alleine in die feste, gottgefügte Ordnung fallen. Alles genau da, wo es hingehört.

Es ist nicht so. Es ist nicht so einfach mit dem Daheim sein und mit der Fremde. Es lohnt sich, einen Moment weiter darüber nachzudenken, was Josefs Stadt ist, was deine Stadt ist, was meine Stadt ist. Und wer in welchem Sinn Migrant ist. Oder auch nicht.

Wenn einer Aslan heißt, wenn eine Aygül heißt – dann wird er oder sie wohl gelegentlich so einen Satz hören wie: Geh doch zurück nach Anatolien. Auch wenn die Person das ganze Leben in Rosenheim verbracht hat (und auch so spricht). Und auch wenn sie öfter in Mallorca als in Antalya war. Unsere sensibel gewordene Zeit sieht in solchen Kommentaren eine politisch inkorrekte Stigmatisierung. Eine übergriffige Betonung eines Migrationshintergrundes, von dem man im übrigen gar nicht weiß, ob es ihn überhaupt gibt. Die Kritik ist natürlich berechtigt; solche Sprüche sollte man sich sparen.

Aber man kann den Spieß auch umdrehen. Und nicht fragen: Was tut man Aslan oder Aygül damit an? Sondern: Was sagt man damit über sich selbst, über dich und mich? Nehmen wir mich als Beispiel: Soll ich dann auch zurückgehen nach Königsberg in Preußen, heute Kaliningrad in Russland? Immerhin – ich war einmal dort, für drei Tage, und ich würde auch wieder hinfahren, wenn es nicht im Moment gerade etwas schwierig wäre. Aber ist das meine Stadt? Oder sollte ich dann nicht gleich lieber ins Salzburger Land zurückkehren, von wo irgendwer unter meinen Vorfahren im 18. Jahrhundert emigriert ist, übrigens aufgrund des protestantischen Bekenntnisses?

„... ein jeglicher in seine Stadt“: das klingt einfach, ist es aber nicht. Die Welt besteht nicht einfach aus Migranten und uns anderen. Aus Migration und Maxvorstadt. Kann sein, dass jemand hier ist, der drei Straßen weiter geboren ist und sieben Jahrzehnte hier verbracht hat. Viele werden es nicht sein. Kann sein, dass jemand hier ist mit vier Großeltern, die alle vier in München geboren sind. Viele werden es nicht sein. Kann sein, dass jemand hier ist, der Migration nur aus der Zeitung kennt. Oder eben aus der Bibel: Wir haben ja schon einige Beispiele in diesem Semester gehört. Viele werden auch das nicht sein.

Die Wahrheit ist: Migration gehört zu unserer Lebenserfahrung, zu unserer Lebenswelt, auch und gerade als Christen. Und das ist gut so. Ein Autor der ältesten Zeit, einer der ersten christlichen Schriftsteller überhaupt, hat über das Lebensgefühl dieser ganz frühen Christen gesagt: „Jede Fremde ist ihr Vaterland und jedes Vaterland Fremde (πᾶσα ξένη πατρίς ἐστὶν αὐτῶν, καὶ πᾶσα πατρίς ξένη).“ Wir sind hier zuhause, in München, in Germering oder in Grafrath. Aber zugleich haben wir Migrationshintergrund. Wo immer Christen leben, sind sie in der Fremde. Daheim und doch nicht daheim.

Es ist ja nicht nur das oft Karl Valentin zugeschriebene Bonmot „Jeder Mensch ist Ausländer, fast überall.“ Es ist ja nicht nur die Tatsache, dass man an einer Stelle daheim ist und an sehr vielen Stellen Fremder, Migrant, Ausländer. Es geht auch nicht nur darum, dass der eine oder die andere aus dem Rheinland oder aus Rumänien hier zugewandert ist.

Es geht tiefer. Es ist ein Grundgefühl des Christseins. Denn *jedes* Vaterland ist uns Fremde, aber auch: Jede Fremde ist uns Vaterland. Das ist eine wichtige Einsicht, und ich möchte den frühchristlichen anonymen Autor, dem wir dies verdanken, noch etwas ausführlicher zur Sprache kommen lassen. Ich möchte dieses großartige Zitat in seinem Zusammenhang lesen.

„Die Christen unterscheiden sich nicht durch Land, Sprache oder Sitten von den übrigen Menschen. Denn nirgendwo bewohnen sie eigene Städte, noch bedienen sie sich irgendeiner abweichenden Sprache, noch führen sie ein auffallendes Leben. ... Obwohl sie griechische und barbarische Städte bewohnen, wie es einen jeden traf, und die landesüblichen Sitten befolgen in Kleidung und Kost sowie im übrigen Lebensvollzug, legen sie doch eine erstaunliche und anerkanntermaßen eigenartige Beschaffenheit ihrer Lebensführung an den Tag. Sie bewohnen das eigene Vaterland, aber wie Beisassen (πάρροικοι). Sie nehmen an allem teil wie Bürger, und alles ertragen sie wie Fremde. Jede Fremde ist ihr Vaterland und jedes Vaterland eine Fremde. Sie heiraten wie alle, zeugen und gebären Kinder; aber sie setzen die Neugeborenen nicht aus. Ihren Tisch bieten sie als gemeinsam an, aber nicht ihr Bett. Im Fleisch befinden sie sich, aber sie leben nicht nach dem Fleisch. Auf Erden weilen sie, aber im Himmel sind sie Bürger.“ (Brief an Diognet 5)

Im Himmel sind sie Bürger, dort haben sie ihr Heimatrecht. Sie weilen auf Erden, aber als Migranten, sie haben hier keine bleibende Stadt, sondern sie suchen die

zukünftige (Hebr. 13,14). Um dieses Lebensgefühl auszudrücken, erfindet unser Autor sogar ein neues Wort in seiner griechischen Sprache. Ein Wort, das es bisher kaum gab, und wenn, dann kaum in diesem Sinn. In der älteren Übersetzung, die ich vorgelesen habe, hieß es: „Sie bewohnen das eigene Vaterland, aber wie Beisassen.“ Was ist ein Beisasse? Man kann das im Wörterbuch nachsehen. Es ist im Grunde eine Person mit unklarem Aufenthaltsstatus oder: ohne dauerhaft gültigen Aufenthaltstitel.

So ist das, liebe Gemeinde, wir sind Personen mit Aufenthaltstitel auf Zeit, wir sind „zu Gast auf einem schönen Stern“, wie ein Theologe einmal seine Autobiographie überschrieben hat (Helmut Thielicke, 1986). Beisasse ist natürlich nur eine Verlegenheitslösung – eben weil es das Wort eigentlich gar nicht gibt. Griechisch ist es der *par-oikos* (παροικος), wörtlich der Neben-Wohner, der in seinem Haus wohnt, als wohnte er daneben.

Diese Art des Wohnens, des uneigentlichen Wohnens hat das Christentum übrigens zum Prinzip erhoben. Aus dem *paroikos* ist die Parochie geworden, die Pfarrei: die Menge der Personen, die da als Beisassen wohnen. Menschen, denen die Fremde zum Vaterland wurde und denen das Vaterland Fremde ist. Dieses Parochialprinzip werden wir niemals aufgeben. Es gehört zur DNA des Christentums.

So war es für Josef und Maria: Unterwegs in ihre Stadt, die doch nicht die ihre war. So ist es für uns, für uns Migranten, ein jeglicher in seine Stadt. So waren Josef und Maria unterwegs zur Geburt, und so wollen auch wir uns aufmachen aus unserer Komfortzone zur Krippe, aus unserer Heimat, die doch keine ist, zur Stadt, in der wir Bürger sind. Wir haben hier keine bleibende Stadt, aber wir haben den Stern. Wir bitten, dass er uns den Weg weist:

Stern über Bethlehem, zeig uns den Weg,
führ uns zur Krippe hin, zeig, wo sie steht,
leuchte du uns voran, bis wir dort sind.

Stern über Bethlehem, führ uns zum Kind. (EG 545,1)

Amen.

Seit Urzeiten auf Wanderung

Genesis 12,1–3

MIGRATION

Universitätsgottesdienste, WiSe 22/23

Und der Herr sprach zu Abram: Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein. Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen; und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden.

„Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.“ - so sprach Gott zu Abraham, wie es im heutigen Predigttext heißt. Gott will, dass Abraham auf Wanderschaft geht, auswandert in ein fernes Land, ebenso wie es Maria, Joseph und das gerade erst geborene Jesuskind schon bald nach der Geburt tun. Im Matthäus-Evangelium spricht zuvor der Engel zu Joseph im Traum „Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter, und flieh nach Ägypten“. In beiden Bibelstellen, im Alten Testament (AT) wie im Neuen Testament (NT) weist Gott Menschen an, mobil zu werden, um sich neue Perspektiven zu eröffnen bzw. sich in Sicherheit zu bringen. Diese beiden Geschichten stehen aber nicht allein: Das AT wie das NT berichten ständig von Menschen oder ganzen Gruppen, die unterwegs sind. Jakob wird von seiner Mutter zu ihrem Bruder nach Haran (wohl die heutige Osttürkei) geschickt. Er muss sich dort sieben Jahre verdingen, bevor er die Tochter seines Onkels zur Frau nehmen kann, mit der er dann nach vielen Jahren in seine Heimat zurückkehrt. Sein Sohn Josef wiederum wird von seinen Brüdern verstoßen und gelangt als Sklave nach Ägypten. Mose, der Urenkel eines weiteren Sohns von Jakob, lebt in Ägypten bis zur berühmten Flucht, nach der er mit den Israeliten aus Ägypten durch das Meer und den Sinai bis ins verheißene Land zieht. Das sind nur einige wenige Geschichten aus dem AT: Ständig ist man mobil, Männer wie Frauen, Kinder wie Erwachsene, freiwillig und unfreiwillig und zum Teil über ganz erhebliche

Distanzen. Im NT ändert sich das nicht: Schon die hochschwängere Maria muss auf einem Esel die gut 150km von Nazareth nach Bethlehem zurücklegen, dann gleich mit dem Neugeborenen die über 300km nach Ägypten. Wenn wir das heute lesen, mag es uns geradezu wahnwitzig vorkommen, unter den damaligen Bedingungen mit einem Neugeborenen solche Strecken zurückzulegen - zumal gut ein Drittel aller Kinder in der damaligen Zeit vor dem Erreichen des 6. Lebensjahrs verstarb. Aber erschien diese Stelle auch der antiken Leserschaft so ungewöhnlich? Oder war Mobilität von Müttern mit Kindern gar nicht so ungewöhnlich? Ist es unser Bild von Migration als etwas besonderem, was uns den Blick auf Wanderschaft in der tiefen Vergangenheit verstellt?

Migration ist ein Thema, mit dem sich auch die Archäologie seit vielen Jahrzehnten intensiv auseinandersetzt. Oft ausgehend von historischen Quellen - eben wie der Bibel - nahm man üblicherweise an, dass Völker auf Wanderschaft gingen, seien es Philister, Kelten oder Germanen, um sich an einem anderen Ort niederzulassen. Das meiste blieb jedoch Spekulation, weil man bis vor gut 20 Jahren gar nicht in der Lage war zu sagen, ob ein vor tausenden von Jahren begrabener Mensch nun ein Migrant war oder nicht. In den letzten 20 Jahren hat sich dies nun Dank aktueller naturwissenschaftlicher Verfahren grundlegend geändert. Diese erlauben uns nun zu sehen, ob ein Individuum vor Ort geboren wurde oder etwa in seiner Jugend mobil war.

Die eine Methode nennt sich Strontiumisotopenanalyse: Sie beruht darauf, dass die drei menschlichen Backenzähne zu unterschiedlichen Zeiten während der Kindheit gebildet werden (1. Backenzahn: 1.-2. Lebensjahr, 2. Backenzahn: 2.-7. Lebensjahr, 3. Backenzahn: 7.-17. Lebensjahr) und sich während der Bildung des jeweiligen Zahns im Zahnschmelz die geologische Signatur des Bodens, auf dem die Menschen leben und von dem sie Wasser trinken, in die Zähne einbaut. So kann man z.B. erkennen, dass ein Mensch die ersten Lebensjahre auf einem Kalkboden gelebt hat und dann in der Jugend in eine Gegend mit Lössboden umgezogen ist. Individuelle Mobilität während der Kindheit lässt sich auf diese Weise sehr gut fassen.

Die zweite Methode ist die Archäogenetik, d.h. die Analyse alter menschlicher Genome. Entscheidend ist, dass genomische Ähnlichkeit zwischen unterschiedlichen Menschen positiv mit räumlicher Nähe korreliert, d.h. genetisch gesehen sind wir Menschen in unserer geographischen Region näher als Men-

schen aus weiter entfernten Regionen. Durch die Analyse der menschlichen Genome kann ich nun Personen identifizieren, deren genetische Signatur sich grundlegend von der in der Region üblichen Signatur unterscheidet, in der die entsprechende Person bestattet worden ist.

Gerade die Verknüpfung beider Ansätze hat in den letzten 10 Jahren herausragende und überraschende Einblicke in die Mobilität urgeschichtlicher Individuen ermöglicht. So wurde etwa klar, dass im 3. und frühen 2. Jahrtausend v. Chr. in weiten Teilen Mitteleuropas ein strenges System der Patrilokalität herrschte, d.h. die Ehefrau zog in das Gehöft ihres Ehemannes. Wir sehen, dass in Süddeutschland alle Töchter, die das 16. oder 17. Lebensjahr erreichten, den heimatlichen Hof verlassen mussten und oft viele 100km quer durch Mitteleuropa zu ihrem Ehepartner zogen - etwa aus dem Lechtal südlich von Augsburg in die Gegend um Leipzig oder Prag. Zugleich erhielten die Söhne Ehepartnerinnen aus der Ferne. Dieses System existierte in Mitteleuropa gut 800 Jahre lang und ist in seiner Radikalität für uns heute kaum zu denken. Über 800 Jahre zogen junge Frauen quer durch Europa! Wir können das daran erkennen, dass die Strontiumsignatur der Kindheit und Jugend sämtlicher erwachsener Frauen - seien sie im Lechtal oder Niederbayern bestattet worden, nicht der lokalen Bodensignatur entspricht, sie also ihre Kindheit und Jugend an einem anderen Ort verbracht hatten.

Doch nicht nur Frauen waren über weite Strecken mobil. Anhand der Strontiumisotopen konnten wir auch zeigen, dass in der mitteleuropäischen Bronzezeit immer wieder Jungen im Alter von ca. 7 Jahren das elterliche Gehöft verlassen mussten und ebenso über 400-500km in die Ferne geschickt wurden, um dann im Erwachsenenalter - vermutlich mit einer Partnerin - zurückzukehren, denn nur der dritte Backenzahn, der zwischen dem 7. und 17. Lebensjahr gebildet wird, weist die ortsfremde Signatur auf. Diese zeigt auch, dass sie in jene Regionen geschickt wurden, aus der die Ehepartnerinnen üblicherweise kamen. Was uns die Bibel von Jakob berichtet, war also in der Urgeschichte Europas offensichtlich keine Seltenheit. Mich persönlich fasziniert daran aber vor allem auch, dass es für Jungen im Alter von 7 Jahren und Frauen im Alter von 17 Jahren möglich war, über so weite Strecken mobil zu sein. Es muss wohl Karawanen gegeben haben, denen man sich anschließen konnte, Herbergen, in denen man gegen eine kleine Gabe übernachten konnte etc. Weder unsere

naturwissenschaftlichen Daten noch die Bibel berichten uns hinreichend über die Infrastruktur, die ermöglichte, dass ein Siebenjähriger von Augsburg nach Leipzig zog oder Maria, Joseph und das Jesuskind die mindestens 300km nach Ägypten. Im Gegensatz zum bronzezeitlichen Menschen in Mitteleuropa sind uns die Wandernden der Bibel aber nicht anonym; bisweilen erfahren wir von ihren Strapazen, vom Schmerz des Abschieds und der Freude der Ankunft. Der schriftlose Mensch des urgeschichtlichen Mitteleuropas bleibt dagegen anonym. Seine Trauer, seine Strapazen können wir nur erahnen.

Die Bibel ebenso wie die naturwissenschaftlichen Analysen der Archäologie zeigen uns aber zweifellos, dass Wanderschaft ein wichtiger Bestandteil prähistorischer wie biblischer Menschen war. Viele Menschen waren ganz offensichtlich über weite Strecken unterwegs - sei es zur Heirat, zum Kampf, um neue Regionen zu besiedeln oder auf der Flucht. Die alte Vorstellung von Völkerwanderung trifft es da nicht, weil sie suggeriert, dass lange, ortsfeste Abschnitte von kurzen, umbruchartigen Wanderungsbewegungen unterbrochen wurden. Der urgeschichtliche Mensch scheint hingegen ein sehr mobiler Mensch gewesen zu sein. Dies war er die Jahrhunderttausende als Jäger und Sammler und richtig ortsfest scheint er auch nach der Sesshaftwerdung mit Ackerbau und Viehzucht nicht geworden zu sein. Die Fruchtbarkeit der Felder war nach einigen Jahrzehnten erschöpft, das Vieh musste zu neuen Weidegründen gebracht werden und spätestens nach 50 Jahren dürften die Holzpfostenhäuser so morsch gewesen sein, dass man an anderer Stelle ein neues Gehöft errichten musste. Auch die Sesshaftigkeit schloss Wanderschaft nicht aus - weder im bronzezeitlichen Mitteleuropa noch in der biblischen Levante. Auch wenn Migration ein wichtiger Bestandteil prähistorischen Menschseins war, heißt dies nicht, dass ich Migration in irgendeiner Form befürworte oder abwerten möchte. Mir geht es nicht um die Bewertung von Migration, sondern um deren Beobachtung. Leider ermöglichen uns auch die allerneuesten Analyseverfahren nicht, die Hoffnungen, Ängste und Sorgen jener Menschen zu ergründen, die im bronzezeitlichen Mitteleuropa auf Wanderschaft gingen. Dies ist in der Bibel anders, was auch der Predigttext zeigt. Ich hatte zu Beginn der Predigt nur den ersten Satz des Textes wiederholt: „Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.“ Aber es geht noch weiter. Gott spricht: „Und ich will dich

zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein.“ Gott macht dem Wandernden Hoffnung; Gott verspricht, dass sich die Strapazen der Wanderung auszahlen werden; Gott macht klar, dass er den Wandernden begleiten wird. Dies ist ein für uns irgendwie selbstverständliches Versprechen. Aus der Perspektive antiker Religionen ist dies allerdings nicht so selbstverständlich. In vielen der antiken Religionen etwa im Ostmittelmeerraum und dem Nahen Osten hatten die Götter einen Tempel, wo sie wohnten und von Priestern im Rahmen von Ritualen umsorgt und von den Tempelbesuchern verehrt wurden. Wer zu einem bestimmten Gott beten und von dem Gott etwas erbitten wollte, musste zu dessen Tempel reisen - oft über weite Distanzen. Der Gott der Bibel war hingegen ein Gott, der den Wandernden begleitet. Erst Salomon errichtete ihm wohl im 10. oder 9. Jh. v. Chr. einen großen zentralen Tempel in Jerusalem. Der Überlieferung zufolge geschah dies also viele Jahrhunderte nach der Aussendung Abrahams. Dieser Tempel wurde im 6. Jh. v. Chr. schon wieder zerstört, ein zweiter Jerusalemer Tempel später von den Römern. Das Judentum musste lernen, ohne einen Gott im Tempel auszukommen - es hatte einen Gott, der sich dem Gläubigen in ganz alltäglichen Kontexten offenbarte und so auch auf der Wanderschaft. Das Christentum hat diesen Gott übernommen. Im Matthäusevangelium sagt Jesus: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Wo diese Versammlung stattfindet - ob in einer Kirche, in einem Haus oder in einem Flüchtlingscamp - ist nicht wichtig. Unser Gott ist ein Gott, der uns begleitet und mit uns geht. Unser Gott ist ein Gott, der mit uns wandert und sich dadurch von den allermeisten antiken Religionen unterscheidet.

Wir haben zu Beginn des Gottesdienstes das Lied „Nun lasst uns gehn und treten“ (EG 58) gesungen. Und auch wenn wir Menschen nicht immer wissen, wohin uns der Weg führt, welche neuen Herausforderungen er mitbringen wird, so wissen wir als Christen doch, dass dieses Gehen kein einsames Gehen ist. Auch wenn wir allein auf Wanderschaft sind, so ist Gott stets unser Begleiter und geht und tritt mit uns die Reisewege an. Seit Urzeiten sind die Menschen auf Wanderschaft - zu jeder Zeit, in jeder Region dieser Welt, jedes Geschlecht und Alter. Allein, mit der Familie bis hin zu großen Sippen und Verbänden ziehen wir Menschen über weite Distanzen, freuen uns auf den

Weg, fürchten uns vor dem Weg, trauern dem hinterher, was wir verlassen. Aber als Christen können wir auf diesem Weg immer voller Hoffnung sein und können deshalb jetzt gemeinsam das Lied singen: „Vertraut den neuen Wegen“ (EG 395). Amen.

Flucht vor sich selbst

Jeremia 23,24

MIGRATION

Universitätsgottesdienste, WiSe 22/23

Meinst du, dass sich jemand so heimlich verbergen könne, dass ich ihn nicht sehe?, spricht der HERR. Bin ich es nicht, der Himmel und Erde erfüllt?, spricht der HERR.

Liebe Gemeinde,

weg, nur weg von hier. Es rette sich, wer kann. Aber gibt es ein Entkommen? „Meinst du, dass sich jemand so heimlich verbergen könne, dass ich ihn nicht sehe?, spricht der HERR“, heißt es im Predigttext bei Jeremia.

Die Bibel ist ein Buch der Flucht. Von Anfang bis Ende erzählt sie von Menschen, die ihr Zuhause verlassen müssen, in die Fremde aufbrechen, im Exil leben und von der Sehnsucht nach Heimat bestimmt werden: von der Vertreibung aus dem Paradies über den Auszug aus Ägypten und das Babylonische Exil bis zu Jesus und seinen Aposteln, die heimatlos durch die Welt ziehen.¹

Die Bibel ist aber auch noch in einer anderen Hinsicht ein Buch der Flucht. Von Anfang an erzählt sie auch von Menschen, die versuchen, vor Gott zu fliehen. Bevor Adam und Eva von Gott aus dem Paradies vertrieben werden, versuchen sie, sich vor Gott zu verstecken. Viele Propheten versuchen, sich ihrer Berufung zu entziehen, indem sie Gott fliehen oder ihr Heil in Ausflüchten suchen: „Ich kann nicht reden“, sagt Mose; „meine Lippen sind unrein“, spricht Jesaja, und: „ich bin zu jung“, sagt Jeremia. Am lustigsten wird der Versuch einer Flucht vor Gott am Anfang des Jonabuches erzählt. Es beginnt so, Sie kennen es alle und ich werde heute Morgen immer wieder darauf zurückkommen: „Es erging das Wort Gottes an Jona, Steh auf, geh nach Ninive, der großen Stadt, und rufe dort aus, dass ihre Bosheit zu mir gedrungen ist. Und Jona stand auf und fuhr nach Tarsis.“ Lustig ist das, weil es beim oberflächlichen Hören wie die Berufungsgeschichte des Abraham klingt und auch klingen soll. Abraham wurde mit demselben Wort „Geh!“ aufgefordert, seine Heimat zu verlassen, und er

¹ Johann Hinrich Claussen: Das Buch der Flucht. Die Bibel in 40 Stationen, München 2018.

ging. Jona allerdings tut nur so, als ginge er wie Abraham. Ninive liegt in Babylon, also wurde Jona nach Osten geschickt. Tarsis aber, wohin er sich in Bewegung setzt, liegt in genau der entgegengesetzten Richtung, in Spanien, und bezeichnet den westlichsten Punkt der damals bekannten Welt. Jona ging nicht hin, er suchte die Flucht.

Doch er kam nicht weit, wie wir wissen. Seinem Versuch einer Flucht vor Gott war so wenig Erfolg beschieden wie den Versuchen späterer Heiliger. St. Martin versteckt sich in einem Gänsestall, als er Bischof werden soll. Der heilige Gregor lässt sich in einem Fass versteckt aus der Stadt Rom schmuggeln, nachdem er gegen seinen Willen zum Papst gewählt worden war. All diese Flüchtlinge sind grandios gescheitert, und sie alle hätten wissen können, dass es aussichtslos ist, vor Gott fliehen zu wollen. Denn: „Meinst Du, dass sich jemand so heimlich verbergen könne, dass ich ihn nicht sehe?“, sprach der Herr ja schon bei Jeremia.

Umso mehr stellt sich die Frage: wovor flieht denn, wer vor Gott zu fliehen versucht, wie das offensichtlich immer wieder geschieht? Wovon möchte Abstand gewinnen, wer sein Heil in der Flucht vor Gott sucht? An Jonas Geschichte kann man es schön und exemplarisch sehen: Jona versucht, Abstand von seinen eigenen Vorstellungen zu gewinnen. Er kann es sich nicht anders vorstellen, als dass die Menschen in Ninive hartherzig und verstockt bleiben. Und als die Niniviter dann doch ein Einsehen haben, Buße tun und umkehren und als Gott dann auf das angekündigte Strafgericht verzichtet, da ist Jona in seinem Streitgespräch mit Gott nachgerade beleidigt. Er versucht es in einer Mischung aus Unterwürfigkeit, Aggression und Rechthaberei: Er habe ja gleich gewusst, dass Gott gnädig, barmherzig, langmütig und von großer Güte sei, weswegen er in dem Auftrag von Anfang an keinen Sinn habe erkennen können.

Schon an dieser Stelle ist die Geschichte eine exemplarische: Jonas Flucht vor Gott ist eine Flucht vor den eigenen Vorstellungen. Selbst wenn es genau so gewesen sein sollte wie er es sich jetzt einredet, dass er von Anfang an sich den Zorn Gottes nicht habe vorstellen können, selbst dann wäre es eine Flucht vor den Konsequenzen der eigenen Vorstellung gewesen, eine Flucht vor sich selbst. Und wenn, was wahrscheinlicher ist, Jona sich die Gründe für seine Flucht nachträglich nur so zurechtlegt wie er es jetzt tut, dann sind seine Aus-

führungen gleich eine zweite Flucht: eine Flucht vor der eigenen Fassungslosigkeit, eine Flucht vor dem eigenen Überraschtwerden, also ebenfalls eine Flucht vor sich selbst.

Exemplarisch ist Jonas Flucht als Flucht vor sich selbst aber auch deswegen, weil Jona versucht, Abstand zu gewinnen. Das ist nicht schlecht. Das kommt uns, nehme ich an, sehr bekannt vor und es ist lebensfördernd, manchmal überlebenswichtig, in den großen und kleinen Fluchten, auf die wir uns begeben. Manchmal muss man Abstand gewinnen, um weiterleben zu können. Es mag der Abstand von Dauerbelastungen im Alltag sein, dem Kleinklein zermürender Dauerroutine. Es mag die Suche sein nach Abstand von Themen, von Erinnerungen, von Gefühlen, die mich gefangen halten, die mich nicht weiterkommen lassen im Leben mit mir selbst, in der Auseinandersetzung mit meiner Lebensgeschichte, im Zusammenleben mit den Lieben meines Lebens. Manches lässt sich nicht lösen, auch durch intensive Auseinandersetzung nicht. Manchmal muss man aufbrechen. Manchmal muss man versuchen, die Dinge so sein zu lassen, wie sie sind, und sich die Freiheit nehmen, aufzubrechen. Manches muss man in seiner Rätselhaftigkeit, in seiner Unauflöslichkeit, sein lassen wie es ist, hinter sich lassen und ins Weite aufbrechen, ins Neue. Und ist solches abstandnehmende Aufbrechen nicht genau der Anfang des Glaubens? Hinter sich lassen soll man alles, wenn man Jesu Jünger sein will. Wer Jesus nachfolgen will, muss sich lossagen können von allem Bekannten und Vertrauten. Der Glaube setzt alles in Bewegung, er ruft in den Aufbruch und in die Bewegung. Ja, das ist das Motiv des Glaubens und sein Anfang.

Aber ist eben auch nur der Anfang und nicht schon das Ganze des Weges. Alles beginnt mit dem Wunsch nach Abstand. Der Wunsch weiß noch nichts vom Leiden an Defiziten, weiß noch nichts vom Leiden an Unerfülltem und Unerfüllbarem. Der Anfang der Abstandsuche weiß noch nichts davon, dass das Leben den Glauben nicht loslassen will, dass es ihn einholt, dass es dem Glauben widersteht. Der Anfang des Glaubens weiß noch nichts vom Widerstand des eigenen Lebens, vom Widerstand der eigenen Lebenserfahrung und Lebensgeschichte, vom Widerstand des biographischen Päckchens, das man mit sich trägt, gegen den aufbrechenden Glauben. Der Anfang weiß noch nicht, dass dieser Widerstand sich weder durch Gewalt noch durch Trotz, weder

durch Qual noch durch Betäubung überwinden lässt. Und dann ist es leicht so: Die schönste und ehrlichste Abstandsuche wird nichts. Man entkommt dem eigenen Leben nicht, man entkommt sich selbst nicht. Und irgendwie macht auch der Glaube so keinen Spaß, der aufbrechende, abstandsuchende Glaube, der vom Leben an der kurzen Leine gehalten wird. Manches Wort von der Allgegenwart Gottes gewinnt einen beunruhigenden Beiklang. „Meinst Du, dass sich jemand so heimlich verbergen könne, dass ich ihn nicht sehe?“ Das klingt jetzt fast spöttisch, sogar ein bisschen bedrohlich, wie im Buch des Propheten Amos: „Und wenn sie sich auch versteckten oben auf dem Berge Karmel, will ich sie doch suchen und von dort herabholen; und wenn sie sich vor meinen Augen verbürgen im Grunde des Meeres, so will ich doch der Schlange befehlen, sie dort zu beißen.“ (Am 9,3)

Aufbrechen ja, Abstandsuchen auch – aber man kann nicht vor sich selbst fliehen. Nicht einmal durch Rückzug in ein gottgeweihtes, glaubenserfülltes Leben. Natürlich, alle Versuche, ein solches Leben zu führen, alle Versuche des Rückzugs in die echten oder die virtuellen Klöster des Glaubens wollen etwas Sinnvolles erreichen: Sie wollen das Auseinandertreten von Leben und Glauben vermeiden, sie wollen Leben und Glauben beieinander halten, vereinigen. Aber diese Vereinigung des Lebens mit dem Glauben hat ihren Preis: sie geht zu Lasten des Lebens. Der Preis besteht darin, dass immer nur so viel Leben zugelassen wird, wie der Glaube zu erfüllen vermag. Der Rückzug in den Glauben wird schnell ein Rückzug aus dem Leben. Das funktionierte schon bei Jona nicht, als er sich östlich der Stadt Ninive in eine Hütte zurückzog und abwartete, was der Stadt widerfahren würde im Schatten des Rizinusstrauches, den Gott wachsen ließ.

Hier erteilt Gott dem Aufgebrochenen, dem Abstandsuchenden die letzte und entscheidende Lektion, indem er den Rizinusstrauch verdorren lässt. Als Jona, etwas wehleidig und pathetisch, sich vor Gott beschwert über die Sonnenglut, erhält er zur Antwort: Dich jammert die Staude – mich jammert Ninive, die große Stadt.

Warum ist das der entscheidende Hieb? Weil erst jetzt dem aufbrechenden, abstandsuchenden Jona aufgehen kann, wie sehr er unverändert in die eigenen Vorstellungen eingesponnen war. Aufbrechen, Abstandsuchen, auch Rückzug: das ist alles nichts, so lange es einen nicht aus der Dominanz der eigenen Vor-

stellungen erlöst. Die eigenen Vorstellungen mögen ihr Recht und ihren Grund haben: Jonas Vorstellungen über das angemessene Handeln Gottes ebenso sehr wie unsere Vorstellungen vom Gelingen des eigenen Lebens, mit den Päckchen der Lebensgeschichte oder ohne sie, mit dem Ballast prägender Lebenserfahrungen oder gegen diesen Ballast. All das hat sein Recht und seinen Grund. Aber wenn man Abstand von diesen Vorstellungen sucht, dann wird das nicht durch Flucht gelingen, sondern nur dadurch, dass man die Relativität dieser Vorstellungen erkennt, ihre eingeschränkte Bedeutung. Abstand von den eigenen Vorstellungen gewinnen wir nicht dadurch, dass wir versuchen, ihnen zu entkommen, sondern nur dadurch, dass wir ihre Relativität erkennen, manchmal auch ihre Zufälligkeit: dass wir lernen, sie nicht für absolut zu halten, dass wir sie in einen größeren Horizont stellen.

Es ist eine andere Art von Abstand, die damit gesucht wird. Nicht als eine Bewegung fort von den eigenen Vorstellungen, weg von den eigenen biographischen Päckchen, sondern als eine Bewegung hin zu einem Leben mit diesen Prägungen. Nicht als Abwendung von Bedrückendem und Belastendem, sondern als Integration alles Beschwerenden in eine versöhnte Sicht auf das Leben.

Man kann einen solchen Blick nicht aus eigener Kraft gewinnen. Man kann vielleicht aus eigener Kraft aufbrechen, Distanz suchen wollen, aber man kann diesen versöhnenden, relativierenden Abstand nur dadurch gewinnen, dass man sich die Augen von außen öffnen lässt. Dem Jona jedenfalls geschieht das erst dadurch, dass Gott ihm am Wachsen und Vergehen der Rizinusstaude das Eingeschränkte, das Selbstbezügliche seines eigenen Blickes zeigte und zugleich überwinden ließ. Auch darin dürfte Jonas Flucht etwas Exemplarisches haben. Die Wahrheit Deiner Lebensverhältnisse, so wird sichtbar, kommt zutage, wenn ihre dominante Bedeutung zurücktritt im Horizont der Gnade Gottes, die sich uns zugewandt hat. Sieh doch: All diese Lebensverhältnisse sind mehr als das, was in ihrer isolierten Betrachtung zum Vorschein kommen könnte. Sie sind, was sie sind, erst im Ganzen eines Lebens, das Gott uns gibt und gewährt. Es geht nur dadurch, dass man sich die Augen von außen öffnen lässt, dass man sich zu einer Sicht im Horizont des Ganzen führen lässt. Dass man sich zu einer Sicht auf das Ganze des eigenen Lebens führen lässt, die erkennen lässt, dass das Leben mehr ist als in den eigenen Vorstellungen sichtbar wird. Dann

gewinnt mancher Satz einen neuen Beiklang. „Meinst Du, dass sich jemand so heimlich verbergen könne, dass ich ihn nicht sehe?“ Jetzt klingt das weniger bedrohlich; weniger so, als wollte Gott uns die Aussichtslosigkeit unserer Abstandsuche vor Augen führen, sondern viel mehr begleitend: Sorge dich nicht im Aufbruch, du wirst mir nicht aus dem Blick geraten. Begleitend klingt das jetzt, vielleicht sogar ermutigend.

Die Fluchten vor sich selbst, von der die biblischen Geschichten und unsere Lebensgeschichten so voll sind, sie haben damit mehr als nur einen Ausgangspunkt: weg von mir. Das ist und bleibt zwar der Ausgangspunkt, ein sinnvoller Ausgangspunkt, der lebendige und glaubensstarke Anfang einer Bewegung. Aber es bleibt nicht bei diesem Ausgangspunkt. Die Flucht vor sich selbst hat auch einen Zielpunkt: Hin zu Gott; hin zu der Perspektive, die Gott eröffnet; hin zu einem Blick aufs Lebensganze, den Gott aufschließt: hin zu einer Relativierung einer eigenen, begrenzten Vorstellungen.

Dann aber ist die Flucht vor mir selbst nicht mehr automatisch eine Flucht vor Gott. Im Gegenteil, sie gewinnt ein Ziel, und das Ziel heißt: Flucht zu Gott. Flucht hin zu einer Perspektive, die das eigene Leben im Licht des Blickes erscheinen lässt, den Gott darauf wirft. Die Flucht gewinnt ein Ziel. Sie gewinnt vielleicht aber sogar auch ein weiteres, nämlich Kraft. Es ist die Kraft, die sich aus dem Bewusstsein schöpft, das Ziel gar nicht verfehlen zu können, wohin auch immer der Weg geht. „Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten.“ (Ps 139, 9f).

Also, auf geht's, guten Mutes und unerschrocken, mit allem was uns belastet und beschwert, auch mit all unseren festgefügt Vorstellungen im Gepäck. Denn es ist weder möglich noch nötig, all das zurückzulassen. Es wird unterwegs, mit Gottes Hilfe, an Gewicht verlieren, wenn wir lernen, es immer mehr im Horizont des Ganzen unseres Lebens und seiner Geschichte zu sehen. Auf geht's, nicht fort von mir, aber hin zu Gott. Auf geht's, voller Kraft und ohne Angst vor der Strecke. „Denn er hat seinen Engeln befohlen, dass sie Dich behüten auf all Deinen Wegen.“ (Ps 91,1). Amen.

Die Predigten hielten:

Reiner Anselm, geb. 1965, Dr. theol., Professor für Systematische Theologie (Ethik) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Friedhelm Hartenstein, geb. 1960, Dr. theol., Professor für Altes Testament (Theologie des Alten Testaments und Religionsgeschichte Israels in ihrem alt-orientalischen Kontext) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Jörg Lauster, geb. 1966, Dr. theol., Professor für Systematische Theologie (Dogmatik, Religionsphilosophie und Ökumene) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Martin Wallraff, geb. 1966, Dr. theol., Professor für Kirchengeschichte (Geschichte des älteren und weltweiten Christentums) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät, evangelischer Universitätsprediger der Ludwig-Maximilians-Universität.

Philipp W. Stockhammer, geb. 1977, Dr. phil., Professor für Prähistorische Archäologie (Schwerpunkt: Ostmittelmeerraum) am Institut für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie und Provinzialrömische Archäologie an der Fakultät für Kulturwissenschaften der Ludwig-Maximilians-Universität und Co-Direktor des Max-Planck-Harvard-Forschungszentrums für die archäologisch-naturwissenschaftliche Erforschung des antiken Mittelmeerraums am Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie (Leipzig).

Christian Albrecht, geb. 1961, Dr. theol., Professor für Praktische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

